

SIMPLICISSIMUS

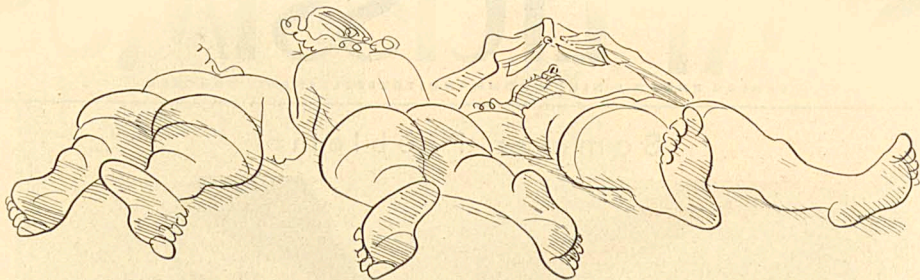
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sommer-Probleme

(K. Heiligensiedl)



„Was wird wohl dein Bräutigam sagen, wenn er dich so sieht?“
„Schwer zu sagen, sonst ist Otto nicht für Halbheiten!“



Der altbewährte Kindermund

Kinder und Narren reden die Wahrheit, behauptet ein Sprichwort dreist. Wenn ein Sprichwort so eine Behauptung aufstellt, muß schon etwas dran sein. Aber die Sprichwörter sind merkwürdig und meistens gibt es ein anderes, in dem das Gegenteil behauptet wird. Über die Wahrheit, die Kinder und Narren zu reden nicht verpflichtet sind, habe ich im Augenblick kein entsprechendes Sprichwort parat, aber es gibt ganz bestimmt eins, man müßte nur im altchinesischen Sprachschatz suchen oder in der Weisheit eines längst ausgestorbenen Indostammes. Das Sprichwort würde ungefähr so lauten:

Die Wahrheit redet immerdar,
Weil Klug ist oder dreifig Jahr.

Es ist genau so richtig wie das von den Kindern und Narren, denn ich habe schon ziemlich hässliche Leute gekannt, die das Blaue vom Himmel herunterschwindelten, und so kindlich kann einer gar nicht sein, daß er immer nur die Wahrheit sagt. Tatsache ist, daß Kinder gelegentlich die Wahrheit sagen. Das nennt man dann „Kindermund“, und die Mamas, die Papas, die Onkels und die Tanten schreiben die Wahrheit sofort auf und schicken sie an die örtliche Humorecke, denn es ist üblich, für die Wahrheit, wenn sie aus dem lieblichen Mund der Kinder stammt, etwas zu bezahlen.

Der Kindermund beginnt immer mit den Worten: Klein-Ingel, vier Jahre alt... Ich habe festgestellt, daß die meisten Kinder, aus denen der humorige Kindermund quillt, Ingel heißen. Woran das liegt, weiß ich nicht. Wenn ich aber einmal eine Tochter bekommen sollte, werde ich sie Ingel nennen. Ich glaube, ich kann dann auf ein sorgenfreies Alter hoffen, denn ich werde die einfaltigen Summen nicht in Ingels Sparsbüchse tun, wie die andern Papas, Mamas, Onkels und Tanten behaupten. Ich werde sie der aufbauenden und rastlosen Wirtschaft zukommen lassen.

Allerdings ist die Produktionsfähigkeit der Ingel nur kurz. Wie gesagt, mit vier Jahren tragen sie die brauchbarsten Früchte, und eine Nachernte kann man noch einmal so zwischen sechs und sieben Jahren erwarten. Um diese Zeit machen die Ingel nämlich ihre urkomischen Aussprüche in der Schule, Aussprüche, die die ganze Verwandtschaft von der Intelligenz der Kleinen restlos überzeugen.

Ich habe mir schon gedacht, ob man nicht gleich mehrere kinderreiche Familien pachten und den anfallenden Kindermund sozusagen auf dem Halm kaufen könnte. Man riskiert dabei ein bißchen und es kann Mißfellen geben, aber ein Geschäft gegen die guten Sitten ist es wohl nicht.

Manchmal habe ich den Verdacht, daß der Kindermund nicht naturrein ist, daß er durch Zusätze verflächt wird. Als Zusatz eignet sich besonders das Wort „Popochen“. Durch Mischung mit diesem Wort kann jede Geschichte leicht in herzigen Kindermund umgewandelt werden, und ich bin überzeugt, daß man Goethes Faust mit einer genügenden Dosis von diesem Ingredienz leicht in eine ertragreiche Serie von Aussprüchen Klein-Ingel umwandeln könnte.

Ich werde mich hüten, hier Beispiele zu geben, denn das würde einer Fälscherindustrie allzu willkommene Fingerzeige liefern. Nein, wir haben ein Recht auf die unverfälschten Aussprüche unserer Lieblinge, die keinem Wandel unterworfen sind, und die Adam und Eva schon in den „Boten aus dem Paradies“ eingesandt haben: Klein-Abel war jüngst bei seinem Großpapa zu Besuch. Da geschah es, daß Klein-Abel beim Nachmittagskaffee plötzlich „mußte“. Er stieß sein Brüderlein Kain an und rief mit seinem hellen Kinderstimmen: „Hier kann jeder gebräuchliche Kindermund eingetuft werden, wie er sich seit den Tagen des Paradieses paradiesisch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.“

Foitzick

Oase und Wüste

Von Josef Robert Harrer

Was wäre die Oase, wenn es keine Wüste gäbe! Ein Flirt ohne die Ehe ist nicht anders. Wie erst die Wüste die Oase wirklich zur Oase macht, so läßt die Ehe den Flirt zu einer Labung werden.

Aus diesem Instinkt hat Eduard eine Sommerfrische gewählt, in der ihm tatsächlich bereits nach wenigen Tagen ein netter Flirt blühte. Das blonde Fräulein spendete mit den Palmen ihres Entgegenkommens süßen Schatten und ihre Lippen glühten dem erquickenden Oasenquell. Leider haben aber Oasen nicht die Bestimmung, daß sie längere Zeit den Wanderer in sich bergen. Bald muß die Reise wieder weitergehen, bald befindet man sich wieder inmitten der weiten Wüste.

Auch Eduard mußte die holde Oase seines Flirts nach kurzem Aufenthalt verlassen, als seine Gattin in die Sommerfrische nachkam. Es reiste also sozusagen die Wüste zum Propheten.

„Es muß etwas geschehen!“ dachte Eduard und schlich eines Nachmittags, während seine Gattin im Schlummer das Backhuhn verdaute, heimlich in das Zimmer des Fräuleins. Das Oasenmädchen trat erstaunt und verlegen.

„Ich bin wie ein Löwe eingebrochen“, scherzte Eduard, der sich bestimmt nicht mit diesem stolzen Tiere vergleichen hätte, wenn er sich in einem Spiegel hätte erblicken können. Das Fräulein aber legte bald die Hemmungen ab. Es war zutraulich und streichelte Eduard die Wangen, wie man es einem Kamel tut. Und Eduard sah in seiner verliebten Dummheit gar nicht die listigen, sieghaften Blicke, mit denen sie über ihn hinausah.

Alles schien in schönster Ordnung zu sein, als sich plötzlich die Türe öffnete und Eduards Gattin in ihrem veilchenblauen Pyjama eintrat. „Eduard!“, schrie die Dame, welche das Backhuhn noch nicht zur Gänze verdaut hatte, „Eduard, was suchst du bei meiner Schneiderin?“

Eduard hatte jetzt vollkommen die Eigenschaft eines Kamels: er fand kein Wort. Ihm war, als habe ein Blitz in seine Oase eingeschlagen. Aber das Fräulein sagte schlicht:

„Der Herr Gemahl bespricht soeben die Übersarrungen mit mir, die er für Sie, gnädige Frau, vorhat... Ein schmuckes Herbstkostüm, zwei Abendkleider, einen Mantel für den Vormittag, einen Mantel für —“

„Eduard!“ rief die Wüstenkönigin. „Eduard, du bester aller Ehemänner! Sogar dein Mittagsschlafchen opferst du für mich? Komm an meine Brust!“ Er verschwand, die Augen schließend, an dieser, während die beiden Damen mit ihren einverständlichen Blicken bewiesen, daß Oase und Wüste zusammenhalten, daß sie zusammengehören, daß sie verbündet sind, wenn es gilt, daß ein Kamel wirklich ein Kamel bleibe.

Dom „Sinn“

Von Rätatöfr

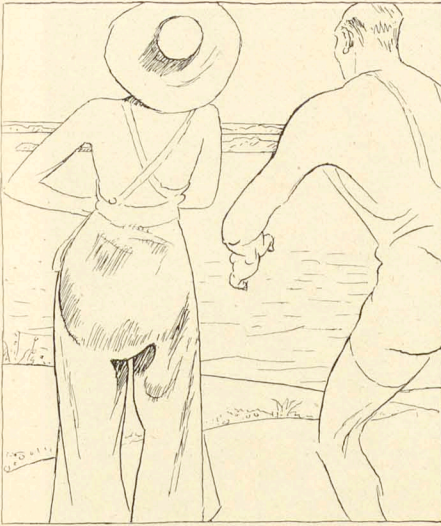
Weil ich nun halt einmal so bin,
treibt mich's, allüberall zu suchen
nach einem sogenannten „Sinn“,
wie nach Rosinen in Dem Kuchen.

Ob mir's am Scharfblick oft gebricht,
wenn ich mich meditierend plage,
ob mir der „Sinn“ gefällt, ob nicht
— ist jeweils eine andre Frage.

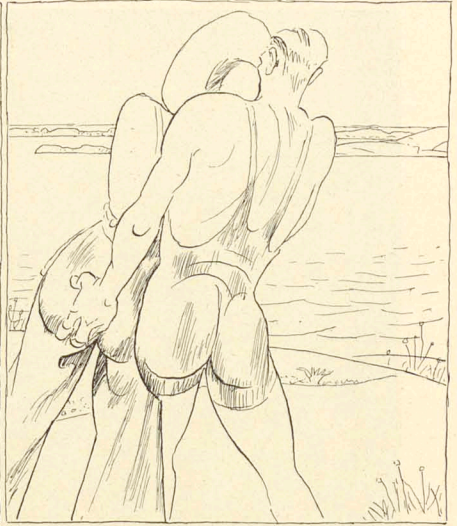
Ich suchs, weil ich muß. Ein Mann
beflügelt mich und hält mich munter.
Und wenn ich keinen finden kann,
dann leg' ich eben einen unter.

Familien-Ähnlichkeit

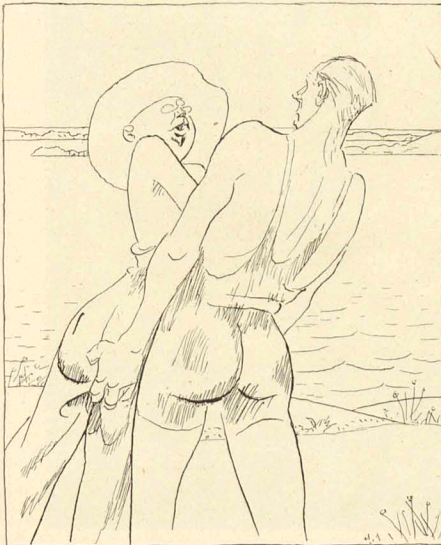
(O. Gulbransson)



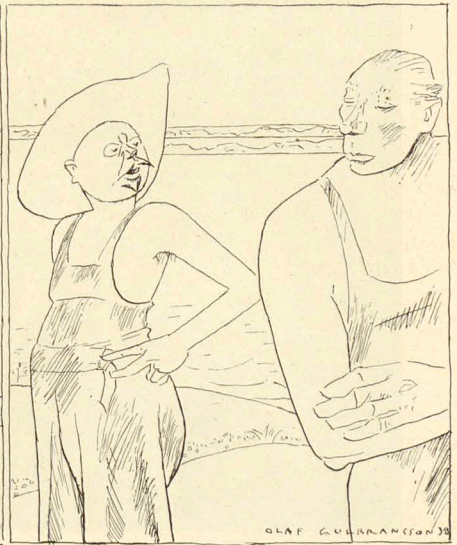
„Donnerwetter, da ist ja die Kleine!“



„Kicks!“

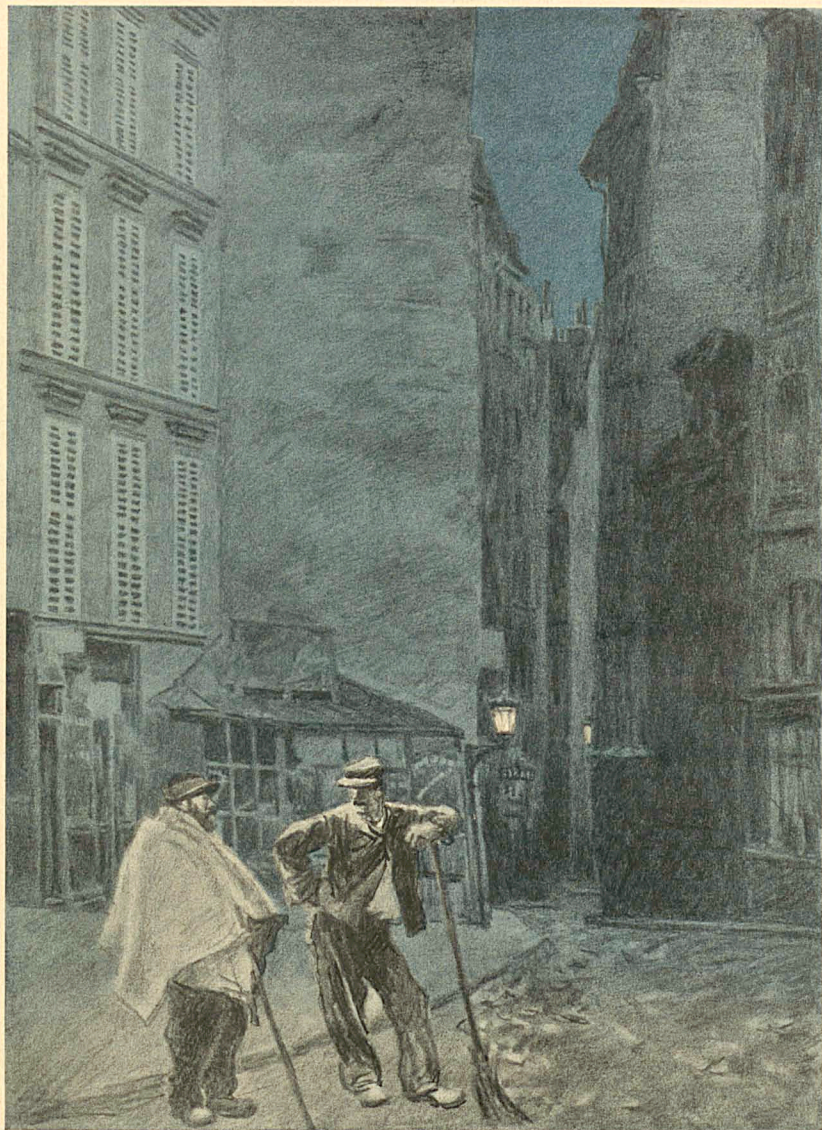


„Sie sind wohl wahnsinnig geworden, Herr!“



„Verzeihung, ich dachte Sie seien Ihr Fräulein Tochter!“

Nach dem englischen Königsbesuch (E. Thöny)



„Großartig war's, Gaston, und nun kannst du dir ein Bild machen, wie es erst sein wird, wenn Stalin zu uns kommt!“

Der Clown / Von Reinhard Köster

Er ist im Dirkus meist der „letzte Mann“,
der im Programm je selten da gedruckt ist.
Die Menge merkt es nicht, wieviel er fann,
weil er so dumm scheint und so tief gedruckt ist.

Er ist der Slob, über den man lacht.
Die Freude, die er schafft, ist Schadenfreude:
ein Mann, der alles falsch macht, was er macht,
ist für die Menschen eine Zugeweile!

Und schlugen zwei sich schallend auf die Ohren,
freut es das Publikum, wie einst im alten
Rom bei dem blut'gen Kampf der Gladiatoren.
(Man soll die Menschen nie für Menschen halten.)

Und plötzlich holt ein Clown aus weiter Höhe
ein kleines, tierisches Bandonion
und macht als Jodelerischer Virtuose
mit fonsihgen Örtmassen alle humm.

Er spielt den süßen Klitz, den längst verlassenen,
so meisterhaft, daß er auch die erregt,
die läch, weil er sie paßt, nun selbst verachten,
je daß er sie mit eignen Waffen schlägt. —

— Don allen „Sahbenden“ im Grünen Wagen
sind doch die Clowns, die oft so graulich föhren
und sich aus weiter Gery der Menge wagen,
immer die Menschen mit dem „gelben Strizem“.

Das Telefon läutet

Von Børge Madsen

Erwin Hagen, zweiunddreißig Jahre alt und Jungeselle, bewohnte eine kleine, moderne Wohnung, die er mit gutem Geschmack eingerichtet hatte. Er war Studienassessor an einem Gymnasium in Griechisch und Latein, und es war vielleicht dieser vertrauliche und intime Umgang mit dem alten Hellas, der ihn zu einem glühenden Verehrer aller Schönheit und Harmonie werden ließ.

Und die Natur hatte den Jungen Ästhetan selbst auch mit einem wohlgebauten Körper und einem schönen — beinahe zu schönen Gesicht ausgestattet, und weil er der Natur für den guten Geschmack, den sie bei seiner Erschaffung bezeugt hatte, dankbar war, verwendete er einen guten Teil seiner freien Zeit für das Ankleiden. Die Feilschheit, die er bei seinen Unterredungen mit dem Schneider anwandte, war dem Ernst, mit dem ein Diplomat die Interessen seines Landes vertritt, nicht unähnlich.

Erwin Hagen war somit ein zufriedener Mensch, zufrieden mit den ihm verliehenen Geistesgaben, mit seinem Äußeren, seiner Wohnung, seiner Übersetzung des Sueton, dem neuen Smoking — und doch geschah es zuweilen, daß ihn Imitten dieser wohlgerührenden Zufriedenheit plötzlich eine innerliche Leere überkam.

So auch in diesem Augenblick. Und wieder einmal erwog er, ob er nicht klüger täte, zu heiraten. Doch wie immer kam er zu dem Ergebnis: daß eine Ehe im Grunde ein gefährliches und gewagtes Unternehmen sei; denn die meisten Frauen, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, erwiesen sich als beschränkt, pütschichtig und von sich selbst eingenommen, und es empfahl sich daher wenig, diesen Schritt zu wagen.

Da läutete mitten in seine Überlegungen hinein das Telefon. Er erhob sich und griff nach dem Hörer.

„Hallo!“ rief eine muntere Mädchenstimme. „Wie gut es sich trifft, daß Sie selbst am Apparat sind.“

„Ihr fürchtete schon, es könnte Ihr Frau sein.“
„Meine Frau?“ wiederholte er verwundert. „Sie haben gewiß eine falsche Verbindung erhalten, meine Dame. Mit wem habe ich übrigens das Vergnügen?“

„Einen Augenblick“, antwortete die Stimme. „Ich möchte nur eine Zigarette anzünden; denn ich bin ein wenig nervös, und eine Zigarette beruhigt.“ Für einen Augenblick verstummte die Stimme nun, so, sich gleich darauf erneut vernehmen zu lassen. „Um“, sagte sie, „jetzt bin ich imstande, ein bißchen mit Ihnen zu plaudern. Vorausgesetzt, Sie haben Lust dazu!“

„Ja, wer aber in aller Welt sind Sie denn eigentlich?“

„Das möchten Sie wohl wissen.“

„Ich nehme an, daß Sie nicht zu meinen Bekannten gehören, und ich finde es im Grunde recht sonderbar, daß Sie mich anrufen und...“

„Verzeihung“, erklärte die Stimme, die plötzlich ein wenig rührend klang, „genießt es Sie vielleicht?“

„Offengestanden, ja.“

„Warum hängen Sie dann aber den Hörer nicht ein. Sie sind doch schließlich Herr im Hause und können den Ruhestörer hinauswerfen.“

Nun schwiegen beide, doch der Hörer wurde nicht aufgelegt. Bis ein silberklares Lachen das Schweigen unterbrach.

„Warum haben Sie nicht eingehängt?“ fragte sie. „Weil... weil ich nicht wünsche, demonstrativ zu werden, denn ich bin ein gebildeter Mensch“, erwiderte er lächelnd.

„Großartig. Und Sie dürfen versichert sein, daß ich gleichfalls ein manierliches und gebildetes junges Mädchen bin. Habe die besten Schulen besucht, spiele ausgezeichnet Tennis und bin ein beachtlicher Bridge-Partner.“

„Das sind in der Tat amüsante und interessante Aufklärungen. Aber was geht es mich an. Weshalb haben Sie mich angerufen?“

„Sehen Sie, heute abend langweilte ich mich so schrecklich, und da ich nichts mehr hatte, als die Langeweile, versuchte ich zu lesen, aber ich fand die nötige Andacht nicht...“

„Was wollten Sie lesen?“

„Knut Hamsun, Herr Lehrer!“

„Sie können sich Ihre Anzüglichkeit ersparen.“

Immerhin konstatierte er mit Zufriedenheit, daß das Mädchen einen guten Geschmack zu besitzen schien.

„Worauf ich Klavierspielen wollte, aber das langweilte mich ebenfalls. Meine Freundsinnen rief ich auch an, aber keine war zu Hause. Und wie ich so das Telefonbuch durchblättere, fiel mein Blick auf Ihren Namen: Erwin Hagen, Studienassessor — und, weiß Gott, er gefiel mir so gut, daß ich dachte: diesen Mann müßtest du einmal anrufen; denn es würde amüsant sein, zu erfahren, was das eigentlich für ein Kerl ist. Er dürfte sicherlich noch nicht alt sein, denn sonst wäre er bereits Studienrat, nicht wahr? — würde dagegen seine Frau am Apparat erscheinen, so wollte ich mich mit der falschen Verbindung herausreden. Und nun freue ich mich eigentlich, daß sie es nicht war — warum lachen Sie? Finden Sie mich so unterhaltsam?“

„Wie alt sind Sie denn überhaupt?“

„Danach fragt man eine Dame nicht. Wenn Sie es aber durchaus wissen wollen — zweiundzwanzig. Ein reizendes Alter, nicht wahr?“

„Durchaus. Doch finden Sie nicht auch, daß unsere Bekanntschaft ein wenig eigenartig ist?“

„Wieso? Langweilen Sie sich auch?“

„Keinesfalls. Im Gegenteil... Ja, was ich überdies sagen wollte...“

„Was wollen Sie mir sagen? Mir doch nicht etwa We denken Sie hin, mein Herr! Ich bin ein ordentliches junges Mädchen. Im übrigen wollen wir jetzt Schluss machen mit unserer kleinen Unterhaltung, Herr Hagen. Es war wirklich nett von Ihnen, — Sie haben mich in eine ausgezeichnete Stimmung versetzt.“

„Hören Sie mich an“, bat er, von einer sonderbaren Angst gepackt, „Sie dürfen noch nicht ein-

hängen. Ich muß Sie sehen, Herrgott, ich saß hier auf meinem Zimmer und langweilte mich schier zu Tode. — Geben Sie mir die Chance, ich möchte Sie so gerne persönlich kennenlernen.“

„Aber was fällt Ihnen ein?“

„Wollen Sie mir nicht eine bescheidene Chance bieten?“ wiederholte er demütig.

Ihr Zaudern gab ihm neue Hoffnung.

„Wollen Sie mir wenigstens Ihre Telefonnummer nennen?“

„Die können Sie... nein, die können Sie auch nicht bekommen.“

„Ja, dann müßten wir uns irgendwohin verabreden.“

„Wir können uns ja gar nicht.“

„Das kann sich doch ändern.“

„Vielleicht.“

„Sagen Sie mir doch endlich Ihren Namen.“

Er hörte am Telefon, wie sie nervös mit den Fingern trommelte.

„Hören Sie zu“, sagte sie plötzlich. „Ich gebe Ihnen eine Chance. Im Apollo-Theater läuft ein Stück, das ich mir morgen abend mit meiner Freundin ansehen will. Ich werde ein dunkelgrünes Abendkleid mit Silberstärkeren an den Ärmeln tragen...“

„Und wie sehen Sie sonst aus?“

„Das werden Sie morgen sehen. Sie werden mich bestimmt herausfinden, denn das Apollo-Theater ist ja sehr klein. Und nun leben Sie wohl — und auf ein Viellichtaufwiedersehen.“

„Hallo!“ rief Erwin Hagen vergebens ins Telefon, die Stimme am anderen Ende blieb verschwunden. Miede legte Frau Jutta Carstens den Hörer aus der Hand und strich sich über die Stirn. Sie fühlte sich ermatet.

Frau Jutta war mit dem Direktor des Apollo-Theaters, Bruno Carstens, verheiratet. Doch das Programm, dem Bruno so vieles geopfert hatte, war von der Kritik miserabel beurteilt worden, so daß in den ersten Vorstellungen sich kaum eine Seele hatte blicken lassen. Da war Bruno auf diesen „glänzenden“ Einfall gekommen. Sie lächelte bitter, erhob sich und ging in das andere Zimmer, wo er auf Couch ein junges Mädchen ruhte, ihre Schwägerin, Brunos jüngste Schwester.

„Jetzt bist du dran, Helen“, sagte Frau Jutta. „Ich kann nicht mehr.“

„Der Wievielte war es denn?“

„Der Sechsendeunzigtste.“

„So haben wir heute die Hundert bald erreicht. Es war übrigens ein glänzender Einfall von Bruno, uns beide die verschiedensten Männer anrufen zu lassen...“

Frau Jutta seufzte.

„Ja, es war eine glänzende Idee“, wiederholte sie bitter. „Doch ich halte es nicht länger aus. Es ist wirklich eine zu anstrengende Rolle, die mir mein lieber Mann zumutet: fremden Männern gegenüber am Telefon einen Backfisch vorzuspielen.“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Ja, Helen, wenn man auf die Fünfzig zugeht, eignet man sich weniger gut dazu.“

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig)

Ein kleiner Beamter vom Kriegsministerium

Von Adolf Linhardt.

Dupont war seit zwanzig Jahren Beamter im Kriegsministerium in einer sehr bescheidenen Stellung. Er wohnte in einer ärmlichen Straße der Vorstadt La Villette. Niemand hätte die Aufmerksamkeit des Amtsvorstehers, der ihn in den düsteren Räumern der Registratur zu seinen Untergebenen zählte, erregt, wenn sich nicht plötzlich eine allzu auffällige Veränderung vollzogen hätte:

Dupont hatte eines Tages seinen vom Zahn der Zeit arg hergenommene, vorstilftlichen Gehrock abgelegt und erschien sauber gekleidet, mit reinem Kragen und neuer Binde im Amt. Wohlfeile Warensauartikel allerdings, aber immerhin Neuschaffungen, die bei ihm selb Menschengegenden nicht vorgekommen waren. Harmlos erzählte er seinen Kollegen von einem Sonntagsausflug, den er mit seiner Frau unternommen hatte. Die Sparsamkeit von Frau Dupont war aber im Amt bekannt.

Dies alles geschah, ohne daß Dupont auch nur einen Centime Gehaltserhöhung zu erwarten, geschweige denn erhalten hatte. Für einen Beamten des Kriegsministeriums also war sein Gehalt im höchsten Grade verächtlich.

Der vorsichtige Amtsvorsteher beschloß daher, mit der Beobachtung von Duponts Privatleben einen Geheimagenten zu betrauen, und dieser entdeckte bald darauf ein kleines Kaffeehaus in der Rue de Richelieu, in dem Dupont dreimal in der Woche zur nächtlichen Stunde verschwand. Das Kaffeehaus hatte einen stillen Nebenraum, in dem sich zur bewußten Zeit stellen Gäste einfanden. Dort bezog der Geheimagent seinen Lauschposten. Er steckte die Nase tief in eine Zeitung, als Dupont eintrat, gefolgt von einem großen, breitschultrigen Mann, dem man den Ausländer auf den ersten Blick ansah.

Die beiden nahmen in einer Ecke Platz, achteten ihrer Umgebung nicht und begannen, nachdem der Fremde ein Glas Wein, Dupont einen Absynth bestellt hatte, heimlich zu debattieren. Dupont legte eine Anzahl Schriftstücke vor. Der Ausländer machte Aufzeichnungen. Dupont überlas sie und stellte Verschiedenes richtig. Schließlich zog er aus den Tiefen seiner Rocktasche einen Plan, breitete ihn auf dem Tisch aus und erklärte dem Fremden zweifellos bedeutsame Dinge. Der Geheimagent, obwohl kein Neuling in seinem Beruf, fieberte vor Aufregung hinter seiner großen Zeitung. Hier hatte man es offenkundig mit Landesverrat zu tun; die Aufgabe, den Verräter zu entlarven und den Ausländer unschädlich zu machen, erfüllte ihn mit heißer Genugtuung. Kaum vermochte er die Brandung seines Pflichtbewußtseins zu besänftigen.

Die Unterredung währte etwa eine Stunde und erreichte ihren Höhepunkt, als der Fremde seiner Brieftasche einige Scheine entnahm und sie Dupont aushändigte. Das Gesicht des kleinen Beamten strahlte vor Glück. Er empfahl sich mit vielen Verbeugungen und ging. Der entrinnt mir nicht, dachte der Polizist. Wichtiger ist mir zunächst der Ausländer. Der Mann bezahlte indes, steckte die ihm von Dupont überlassenen Papiere sorgfältig ein und verließ das Lokal. Kaum hatte er die Straße betreten, als er verhaftet wurde. Er leistete zwar nicht den geringsten Widerstand, doch legte ihm der Polizist zur Vorsicht Handschellen an. Man kann nicht wissen — Um weiteres Aufsehen zu vermeiden, wurde er in einem herbeigerufenen Taxi der Polizeipräfektur eingeliefert.

In dem beschlagnahmten Notizbuche des verhafteten Ausländers, das von höheren Kriminalbeamten sogleich einer genauen Prüfung unterzogen wurde, fanden sich folgende interessante Feststellungen:

„Die Hauptstadt von Frankreich heißt Paris. Paris liegt an der Seine. — Haben Sie den Eiffelturm gesehen? — Ja, ich habe den Eiffelturm gesehen. — Mein Vater hat auch den Eiffelturm gesehen. — Hat Ihre Schwester den Eiffelturm gesehen? — Nein, meine Schwester hat einen Regenschirm gekauft.“

Dupont war, wie schon erwähnt, ein sehr kleiner Beamter mit karg bemessenen Gehaltsbezeugen. Für ein bescheidenes Taschengeld hatte er Unterricht in der französischen Sprache erteilt.

Reise nach Kolberg

Von Max von Engelhardt

Wunderschöne Sommernachmittag im Tiergarten. Theobald sah allein auf einer Bank und hatte den obersten Knopf seines Jacketts bald völlig abgedreht.

Gestern war ein ereignisreicher Abend gewesen. Erst das Treffen mit Emmi an der Normaluhr — Kaffeetrinken bei Aschinger verlief noch leidlich, doch dann kam das Gespräch ab Sommerleiden. Und dabei wurde die Atmosphäre schwül. Emmi führte sämtliche Bräute der Verwandtschaft und Bekanntschaft auf, die alle reisen könnten — ausgenommen sie selbst, und der Abend verdüsterte sich immer mehr. Schließlich trennte man sich am Potsdamer Platz. Ein kühler Händedruck — ein vorwurfsvoll bräutliches Auge — weg war sie. Theobald brauchte Geld. Zu dieser sich stets wiederholenden Feststellung war er gleich nach dem gestrigen Krach gekommen. Zum Reisen braucht man Geld, sagte er sich. Doch als er beim Knopfdröhen angelangt war, stellte er ferner fest, daß er nie Geld gehabt hatte, keins habe und voraussichtlich auch niemals welches haben würde. Da gab er sich einer störischen Traurigkeit hin.

Melancholisch blickte er in die Ferne. Emmis Herz schien für ihn verloren, wenn er es nicht mit großzügiger Geste, d. h. mit einer aus den Ärmeln geschüttelten kleinen Sommerreise zurückerbte. Er war ein Mann, er mußte handeln. Und da hatte Theobald das erstmal! In seinem Leben eine Idee. Den Knopf seines Anzuges hielt er in der Hand, vielleicht würde das viel Nach-

denken noch einen zweiten kosten, aber das schadete nichts, denn die Sommerreise würde tatsächlich steigen. Er und Emmi — Emmi und er. Stettiner Bahnhof — acht Uhr morgens. — Zwei strahlende Gesichter. Ein buntes Sommerkleid und ein auf neu gebügelter Sommeranzug. Theobald sah neben Emmi und fühlte sich als weitgerellter Lebemann, er rauchte lässig eine Zigarette und wippte mit der Fußspitze auf und nieder. Hin und wieder griff seine rechte Hand in die Hosentasche und holte ein kleines Blechkästchen hervor, auf welchem „Molison-Pillen“ stand. Als er dieses Kästchen das vierte Mal hervorholt hatte, erschienen auf Emmis Stirn die bekannten drei Zornesfalten und sie wollte unbedingt wissen, warum er dieses blödsinnige Kästchen dauern befassen und begucken müsse. Theobald lächelte.

„Das ist ein Beruhigungsmittel gegen Kopfschmerzen und Rheuma, liebste Emmi...“ Und fröhlich mit den Fingern auf dem Kasten trommelnd, ließ er selbigen wieder in der Hosentasche verschwinden. Emmi lachte und entschlöß sich, wegen eines lumpigen Kästchens keinen Krach zu veranstalten. Voll Spannung und Freude ob all des Neuen landeten beide schließlich in einem Kolberger Hotel. Emmi staunte. Sie beschloß schnell, sich wie eine ganz große Dame zu benehmen. Beim Kaffeetrinken spreizte sie den kleinen Finger. Jedenfalls benehmen sie sich beide großartig. Doch nach zwei Tagen kam Theobald atemlos zu Emmi gerannt, die Koffer hatte er bereits gepackt, und wütend verschwand das Brautpaar aus dem Hotel. Der Hotelpflegschef verbeugte sich mit einer bedauernden Geste, aber da waren die beiden auch schon vorbeigerauscht. Emmi platzte vor Neugierde. Theobald murmelte etwas von „Differenzen gehabt“, „Schweiner! — mistmägiger Saftladen“ usw. Weitere Erklärungen blieben aus. Nach einer halben Stunde begrüßte Theobald mild lächelnd den Hotelidiern des Hotels „Zum Dornbusch“ und übergab ihm die Koffer. Wieder bekamen sie ein herrliches Zimmer. Fünf ruhige, selbige Tage verbrachten die beiden im Dornbusch, kugelten am Strand herum und ließen sich von der Sonne bräunen. Die Stimmung war ausgezeichnet und wurde weder durch Krachs von Emmi noch durch Theobalds melancholische Zustände getrübt. Aber am Sabbatabend geschah folgendes. Als Emmi das Zimmer betrat, kriegte Theobald mit versteinertem Gesicht auf dem Teppich in einer Ecke und starre unentwegt auf die Wand. Emmiellte erschrocken hinzu und entdeckte eine ziemlich verhungerte, platte Wanze, die, unentschlossen, wohin sie sich wenden sollte, an der Wand hochkroch.

„Eine Wanze, Theo...“ Emmis Stimme zitterte vor Empörung.

„Tatsächlich Ungeziefer!“ Theobald nickte. „Pack die Koffer, Emmi!“

Schon in einer halben Stunde verließen sie das Hotel, nachdem Theobald voller Mut das Ungeziefer mit einer Nadel aufgespießt und dem Hoteldirektor unter die Nase gehalten hatte. Der beliebte ältere Herr fuhr erschrocken zurück, wollte es erst nicht glauben, stellte jedoch, nachdem er mühevoll den Knifer aufgesetzt hatte, endlich fest, daß es ein Tier genannter Sorte sei. Theobald weigerte sich selbstverständlich, auch nur einen Pfennig für so einen unmöglichen Aufenthalt zu zahlen, ergriff Emmi am Arm und, dunkle Dornbuschen murrend, verließen sie den „Dornbusch“.

Mit diplomatischer Überredungskunst brachte Theobald es soweit, daß Emmi wieder vergnügt wurde und allmählich sogar eine gewisse Neugier äußerte, wie lange sie wohl im nächsten Hotel bleiben würden. Jetzt wählten sie das Hotel „Zum frühlichen Ende“, das ziemlich außerhalb der Stadt lag. In einem kleinen, gemütlichen Raum ließen sie sich das in dem Zimmerpreis ein-

Nördliche Ebene

Von Seribert Doffen

Brachland, blaß und immer gleich in breiter

Bläße immer gleichem flachem Himmel

Glach genüber, noch mit wenig Äckern,

Weiden, immer glatt und faßl und endlos

Offen, ein erstorben Meer — —

Schote ziehn und Kasten, einsam schwindend

So wie Schiffe hintern Horizont.

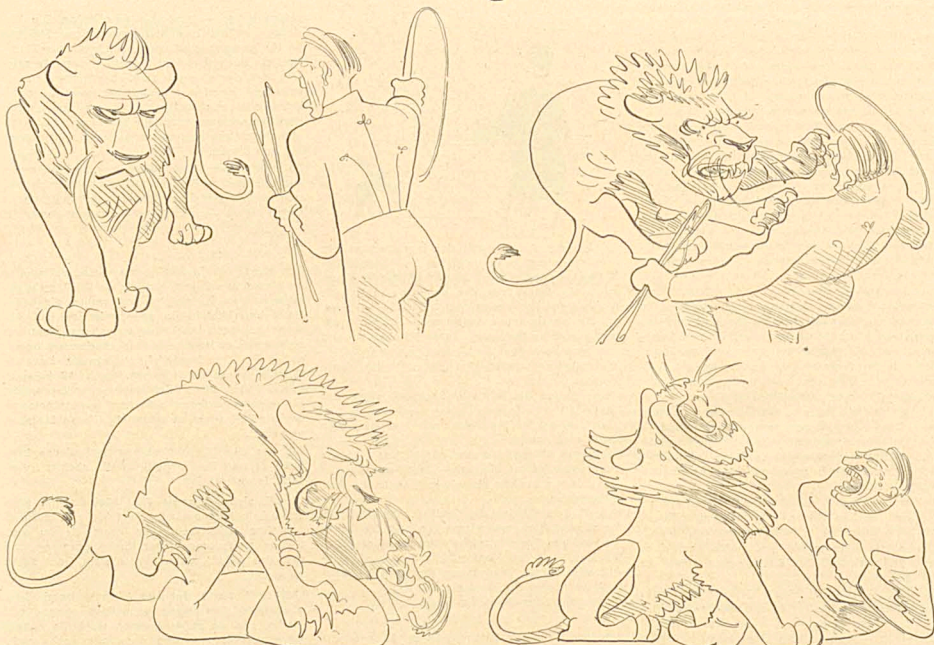
Plötzlich, ungeheuer und befremdend

Rath, mit schwarzen nackten Riefenjängen

Langsam lautlos eine Krähle dreht . .

Der kitzlige Löwe

(Fr. Bilek)



Die Wasserprobe / Eine schwäbische Eulenspiegelerei, erzählt von Georg Schwarz

Zu jener Zeit, als Pfeffer von Stetten, der schwäbische Eulenspiegel, in Waiblingen bei einem Schuster in die Lehre ging, lebte dort ein Stadtschreiber, den alle Welt schaute. Mit dem Schuster lebte er lange Zeit in Frieden. Als er ihm aber einmal ein paar neuer Schuhe in Maßarbeit gab und verlangte, daß sie so gut gemacht werden müßten, daß sie einen halben Tag lang die Wasserprobe bestünden — sonst wollte er sie dem Schuster nicht abnehmen —, riß dem Meister die Geduld und er wünschte, dem Federstecher möchte ein Streich gespielt werden, an den er sein Leben lang denken sollte! Eines Morgens schickte der Schreiber seine Magd in die Schusterstube, um die Schuhe holen zu lassen, weil er sie bei einer Staatsvisite tragen wollte.

Pfeffer, der allein in der Werkstatt war, zeigte der Magd die schönen Schuhe, sagte aber, sie müßten zuvor der Probe unterworfen werden; darnach könne sie der Stadtschreiber haben. Die Magd ging wieder. Hinter ihr drein schlich sich Pfeffer auf den Markt, setzte die ledernen Schiffelein kurzerhand im Brunnenrog aus, wünschte ihnen viel Glück zur Reise und lief in die Werkstatt zurück. Als die Magd nach einer Weile mit ihrer Gölte zum Schöpfen an den Brunnen kam, waren die Kähne schon in großer Not und neigten sich, nachdem sie ein paarmal unterm Röhrenstrahl im Kreise getanzet und noch die Wasserprobe von oben bestanden hatten, schwer auf die Seite und drohten unterzugehen. Die Magd erkannte die schönen Schuhe wieder, die ihrem Herrn gehörten, fischte sie heraus und wunderte sich nur, wie sie in den Brunnen geraten waren.

Ihr Herr ahnte schon einiges mehr, war sehr erzürnt und ließ sogleich nach dem Meister fahn-

den. Der saß in seiner Weinstube, wie jeden Tag, und verwies die Magd an den Gesellen. Der Geselle war von Pfeffer bereits in das Geheimnis eingeweiht worden und erschien vor dem Stadtschreiber mit der unschuldigsten Miene.

„Was wollt ihr, gestrenger Herr? Habt Ihr nicht selbst die Probe aufs Wasser verlangt?“ spielte er sich auf.

Der Federfuchser durchschaute den Handel und schickte einen handfesten Scharwächter nach dem Lehrbuben.

Und während der Herr nun mit Widerwillen in die nassen Staatsschuhe schlüpfen mußte, wurde Pfeffer auf Geheiß des Schreibers am Brunnen so lange unter den Strahl gehalten, bis der Schreiber, fertig geworden, geruhsam in seinem Wägelchen über den Markt gefahren kam und Pfeffer ausrief: „Weißt du nun, wie eine Wasserprobe tut!“ Diesen Schimpf wollte Pfeffer nicht auf sich sitzen lassen, und er besann sich auf einen besseren Streich. Es hatte sich herumgesprochen, daß der Stadtschreiber schon lange Zeit auf Feiersfüßen ging. Die Jungfer Dorothee, die so ehrbar war wie reich, war sein Augenziel geworden, und ihr zullebte verwandte er viele Sorgfalt auf seine äußere Gestalt.

Aus diesem Grund schickte er nach einiger Zeit seine Schuhe wieder in die Werkstatt des Schusters, um sie dort verschönern zu lassen. Pfeffer, der ein gedemütigtes Wesen zur Schau trug, um seinen Meister zu täuschen, freute sich auf die Gelegenheit, dem Stadtschreiber die Holzmahlung geben zu können — und als ihm der Meister eines Abends befahl, die gebesserten Schuhe am andern Tag in die Stadtschreiberei zu tragen, war sein Plan gemacht. Noch in der Nacht machte er sich auf, schlich sich vor das Haus der Jungfer und setzte die Schuhe auf der Schwelle ihres

Haustürleins nieder, pärleinweise und so gerichtet, als seien sie von selbst herzugelaufen und warteten, von der Jungfer eingelassen zu werden. Dann verbarg er sich.

Als das Sechshüßgücklein läutete, ging der Amtmann vorüber, erkannte die Schuhe des Stadtschreibers auf der Staffel und dachte im Weitergehen: „Ei, huldigt der Herr Amtmann so tüchtig dem Weine, daß er sein eigenes Haus nicht mehr findet und in der Nacht bei fremden Leuten einkehrt? Aber warum stellt der Tölpel seine Schuhe vors Haus?“

Nach ihm kamen einige Weiber, sahen die Schuhe, verhielten sich den Mund und machten böse Augen. „Schaut die Heuchlerin, die Jungfer!“ schmähten sie, „sieht sie nicht drein, als kriegte sie eine Ohnmacht, wenn sie einem Mannsbild in die Augen schaut? Und da läßt sie einen Burschen in ihre Kammer! Die Frömmelrin! Ja, eine solche ist auch nicht besser als wir andern!“ und schimpfend gingen sie weiter. Nicht lange darnach lugte die Hausmagd der Jungfer aus der Tür, sah die Schuhe, wußte gleich, wem sie gehörten, bekam einen Schrecken und nahm sie eilig weg. Pfeffer glaubte genug gesehen zu haben und wollte gehen, aber schon nahte sich ihm Eilschritt der Stadtschreiber, als hätte er von dem Schimpf vernommen, klingelte ein paarmal, doch erst, als er wie ein Steuerpresser am Klingelzuge riß, wurde ihm von der mürrischen Magd geöffnet.

Drinnen im Hause ging es nun ein wenig laut her. Die Jungfer, noch in der Morgenhaube, trat an ihr Schlafkammerfenster, schrie es wütend zu, und Pfeffer glaubte hinter den Gardinen ein unsanftes Geräde zu hören, die Stimme des Schreibers gleich einer klagenden Posaune, dazwischen die der Jungfer wie eine schrille Schelle gellend!

Der Strohwitwer

(Wilhelm Schütz)



„Vierzehn Tage lang egal Spiegeleier und man merkt, daß an der Ehe doch was dran ist!“

Der Traum vom Urlaub

(Ch. Girod)



Die Unzertrennlichen / Von Bruno Manuel

Jack und Harris waren, was man ein Paar siamesische Zwillinge nennt. Siamesische Zwillinge stellen eine unlösliche Einheit dar. Ist der eine an das Krankenbett gefesselt, wird sich auch der Gesunde legen müssen. Nimmt dieser aus unbezähmbarem Reinlichkeitsdrang ein Bad, wird jener ebenfalls notgedrungen sauber. Der eine kann noch so bestrebt sein, lasterhaften Umgang zu suchen. Solange der andere moralisches Rückgrat behält, verliert auch dieser nicht das Gleichgewicht.

Ihr Schicksal ruht in einer Hand. Jack hatte außer anderen lieblichen Eigenschaften eine große Freude am Autofahren. Er kaufte sich einen Wagen. Harris ging aber gern zu Fuß. Doch um des lieben Friedens willen und weil der Klügere nachgibt, ließ er sich nach anfänglichem Sträuben überreden, Jack auf seinen Fahrten zu begleiten.

Jack war ein gefürchteter Fahrer. Straßenbahnen und Autobusse stoppten, sobald sein Wagen in Sicht kam.

„Ich verstehe nicht, wie man nur so unvernünftig fahren kann“, meinte Harris kopfschüttelnd, „du wirst uns noch ins Unglück bringen mit deiner Raserei.“

„Unsin!“ erwiderte Jack siegesgewiß, „das wirst du bei mir nicht erleben. Außerdem fahre ich doch so vorsichtig.“

Eines Tages war aber das Malheur geschehen, und Jack hatte vor Gericht zu erscheinen. Ihm wurde Körperverletzung eines Fußgängers zur Last gelegt. Eine richtiggehende Misstat.

Harris erwies seinem Bruder die Treue und begleitete ihn zu den Schranken des Gerichts. Aber das war vielleicht ein Fehler. Über die Brille hinweg sah der Richter neben

dem Angeklagten eine zweite Person stehen. Da er nicht wußte, was das bedeutete, verlangte er eine Erklärung.

„Angeklagter“, begann er unvermittelt, die Jack noch ein Wort zu sagen vermochte, „wollen Sie mir nicht erklären, was das heißen soll?“ Dann fügte er ziemlich ungehalten hinzu, daß es einem Angeklagten unmöglich erlaubt werden könne, seine Freunde mit auf die Anklagebank zu bringen.

„Wie bitte?“ fragte Jack mit Würde. „Was Sie hier vor sich sehen, ist nämlich mein gleichaltriger Bruder Harris, mit dem mich unlösliche Bande verknüpfen.“

„Ihre Bande interessieren uns nicht“, versetzte der Richter, der für den übertriebenen Familieninn kein Verständnis hatte. „Wenn Ihrem Bruder durchaus daran liegt, Ihrer Aburteilung zuzusehen, dann habe ich nichts dagegen. Er soll sich aber gefälligst in den Zuschauerraum begeben. Auf der Anklagebank hat er nichts zu suchen.“

Da Harris dem Wunsche des Gerichts nicht ohne weiteres nachkommen konnte, nahm er das Wort zu einer Erklärung.

„Hoher Gerichtshof, mir scheint, hier muß ein Irrtum vorliegen.“

„Das scheint mir auch. Also gehen Sie.“ „Der Irrtum liegt aber auf Ihrer Seite. Ich muß nämlich leider bei meinem Bruder bleiben. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.“

Diese Bemerkung brachte Harris einen Ordnungsruf wegen versuchter Gotteslästerung ein, wogegen er ganz entschieden protestierte.

Man hatte das Gefühl, als ob das Gericht kurzzeitig wäre. Harris wurde deutlicher und wies mit Nachdruck auf die zusammengewachsene Stelle. Das genügte. Nun konnte sich das Gericht nicht länger der Tatsache verschließen, daß man es mit siamesischen Zwillingen zu tun habe.

Aber das Gericht hatte einen Verdacht:

„Wenn Sie mit Ihrem Bruder unlöslich verbunden sind, dann wären Sie doch auch bei der strafbaren Handlung zugegen?“

„Ja.“

„Warum haben Sie sie nicht verhindert?“

„Hoher Gerichtshof“, erwiderte Harris gezielmäßig, „Sie dürfen von mir nichts Unmögliches verlangen. Ich verstehe nichts vom Autofahren. Ich bin bloß Passagier.“

„Sie wollen also behaupten, daß Sie am Fahrunterricht Ihres Bruders nicht teilgenommen haben?“

„Teilgenommen schon, aber geschlafen! Mein Bruder war so unvernünftig, den Kursus immer kurz vor Mitternacht abzuhalten. Das ist eine Zeit, in der ich kaum noch die Augen offen halten kann.“

Das Gericht erblickte darin erhöhte Fahrlässigkeit und einen Beweis für Harris Mitschuld. Harris konnte aber geltend machen, daß die ganze Schuld Jack traf.

Das geht schon daraus hervor, daß ich keinen Führerschein habe. Sie dürfen mich also bloß als Fahrgast ansehen. Und seit wann, hoher Gerichtshof, trifft Fahrgäste eine Mitschuld?“

Infolgedessen wurde nur Jack zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt.

Jack nahm die Strafe schweigend hin.

Aber Harris, der sich durch einen gewissen Weltblick auszeichnet, Harris fand das Urteil durchführbar. Er protestierte sehr pathetisch: „Ich finde, man wird hier auf Schwierigkeiten stoßen. Denn nach meinem Dafürhalten kann die Strafe nicht vollzogen werden.“

„Das lassen Sie getrost unsere Sorge sein. Darüber brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen.“ Der Gerichtshof schien über die Folgen nicht recht im Klaren.

„Laß doch“, meinte Jack, „wir werden uns doch

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltrick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreis: Einzelnummer 40 Pf. Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10 Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. II, VI, 38: 19285. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1276. Postcheckkonto München 9720, Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.



„Ich war heute in der Pinakothek. Können Sie als alter Einwohner der Kunststadt mir vielleicht sagen, was der Unterschied ist zwischen Holbein dem Älteren und Holbein dem Jüngeren?“ — „Ja mei, dös is a ganz a diffizile Wissenschaft; dös wird halt so sei' wie der Unterschied zwischen an hellen Spaten und an hellen Löwenbräu!“

wegen solcher Kleinigkeit nicht aufregen.“ Er warf seinem Bruder einen raschen, fast fliehenden Blick zu.

Man darf aber Harris nicht ungebührlich nennen. Er begleitete Jack anstandshalber bis an das Gefängnis. Als er sich dort still und heimlich drücken wollte, verlor Jack irgendwie die Fassung.

„Aber Harris, willst du mich verlassen? Jetzt, wo ich dich unbedingt brauche!“

Der Wärter, der die Zelle aufschloß, lehnte im Hinblick auf die Strafvollzugsordnung ab, Harris mit einzulassen.

„Das schlagen Sie sich man aus dem Kopf, junger Mann. Sie scheinen nicht zu wissen, was Einzelhaft ist.“

„Demnach kann ich also wieder gehen“, fragte

Harris und wandte sich dem Ausgang zu, „dem schließlich habe ich ja auch nichts verbrochen.“

„Halt!“ rief der Wärter und war schon im Begriff, die Alarmvorrichtung in Betrieb zu setzen. „Sie bleiben hier!“ Er meinte aber Jack, der sich Harris heimlich angeschlossen hatte.

„Siehst du“, sagte Harris, „ich habe doch gleich gesagt, man stößt bei uns auf Schwierigkeiten.“

Der verblüffte Gefängniswärter sah sich in einer unmöglichen Situation. Er erstattete Bericht und fragte die vorgesetzte Behörde um Rat. Denn solch ein Fall war noch nicht dagewesen.

Es dauerte eine volle Woche. Während dieser Zeit blieben beide in Haft. Jack bekam Gefängnisessen. Harris durfte sich selber beköstigen und gab seinem Bruder heimlich davon ab. Harris machte tatsächliche Rechtsansprüche geltend und

betonte mit dem erforderlichen Nachdruck: „Das wird ihnen teuer zu stehen kommen. Sie sollen sich nicht etwa einbilden, daß ich mir die Freiheitsberaubung so ohne weiteres gefallen lasse.“ „Das können Sie halten, wie Sie wollen“, erklärte der Wärter, „wir kümmern uns nur um unsere Strafgefangenen und keinesfalls auch um deren Geschwister.“

Jack trug Gefängniskleider. Harris seinen Zivilanzug. Weil gegen ihn nicht das mindeste vorlag, durfte er bei elektrischer Beleuchtung lesen. Gegen Jack war Dunkelarrest verfügt. Man sah aber keine Handhabe, es mit der nötigen Strenge durchzuführen. Weshalb die vorgesetzte Behörde folgerichtig beschloß, dem Fiasco ein Ende zu machen. Die Strafe galt als verbüßt.

Im dunklen Park

(R. Kriesch)



„Was werden die Leute denken, wenn sie uns hier sehn!“

„Beruhige dich, die anderen sind auch nicht zum Denken hergekommen!“